



Marion Muller-Colard

Als mir das Licht unerträglich wurde

Auf dem Weg zu einem anderen Gott

TVZ



Marion Muller-Colard

Als mir das Licht unerträglich wurde

Auf dem Weg zu einem anderen Gott

Aus dem Französischen von Marianne Weymann

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Inhalt

Prolog	9
Klage	17
Bedrohung	49
Gnade	79
Epilog	109

Klage

«Seine Frau wird von einem Gefühl der Ohnmacht bedrängt. Sie will es ersticken und nimmt sich hartnäckig eine Reihe alltäglicher Aufgaben vor: sie wäscht die abgetragene Kleidung, scheuert die Böden und bereitet die Mahlzeiten zu. Aber wenn sie ihm etwas zu essen oder zu trinken geben will, schaut Ijob sie abweisend an, wendet sich von ihr ab, schüttelt den Kopf.»

Andrée Chedid, Die Frau des Ijob

Ich habe viele Klagen gehört und unzählige Male selbst geklagt. Ich habe Seufzer gehört und selbst geseufzt, ich habe gejammert und Gejammer gehört. Wir rutschen manchmal allzu leicht in unsere inneren Sumpfgebiete ab. Dort können wir zusehen, wie die Klagen wachsen, getränkt von unseren Tümpeln im Untergrund. Manchmal haben wir auch guten Grund, uns zu beklagen. Und wir können gegebenenfalls die besten Argumente vorbringen. Wie oft habe ich auf der Terrasse eines Cafés gesessen, gierig auf Leben, das sich widerwillig dem Auge des Beobachters preisgibt. Ich habe bemerkt, wie Körper sich leicht nach vorn neigen, um den Gesprächspartner besser im Blick zu haben. Ich habe die typische Lippenbewegung wahrgenommen, die dem Klagen vorangeht. Und auch den gegenüber-sitzenden Gesprächspartner, der, etwas in sich gekehrt, regelmässig nickt und mit einem übrig gebliebenen Zuckerstück oder den paar Münzen für das Trinkgeld spielt. Wie oft war ich selbst eine von ihnen, voller Wut und Zorn oder konzentriert am Zuhören.

Aber diesen Klagen konnte man immer folgen. Man konnte sie auf vielfache Art analysieren, manchmal gab es sogar den Ansatz zu einer Lösung.

Auch wenn sie gehäuft auftreten: Diese Klagen sind nicht die *Klage*. Die *Klage* Hiobs. Die *Klage* meiner alten Freundin, die nur der erhabene Zorn eines jahrtausendealten Bruders besänftigen konnte. Die *Klage*, die ich manchmal in mir gespürt habe. Die sich nicht auf der Terrasse eines Cafés preisgibt, sondern in den schweissgetränkten Laken einer Nacht voller Angst. Einer Nacht, in der man schwören könnte, dass die Dunkelheit Hände hat, die einen zu erwürgen versuchen.

Ich möchte die *Klage* verstehen, ihre Struktur erkennen, wissen, warum sie sich jedem Trost verweigert. Warum verlieren wir Freunde, Eltern, Geschwister, die sich vollkommen in sich zurückziehen, obwohl wir nur eine helfende Hand reichen wollen? Diese ausgestreckte Hand scheint das Gegenteil von dem zu bewirken, was sie sollte: Wir berühren die anderen mit den Fingerspitzen, und sie weichen noch weiter zurück. Was hat ihnen die *Klage* genommen? Oder andersherum gefragt: Was hat sie ihnen gezeigt, dass sie sich am Rand der bewohnbaren Gebiete aufhalten, wo man morgens aufsteht und den Tag plant, wo man ohne nachzudenken seine alltäglichen Aufgaben erfüllt, wo man sogar immer wieder Vergnügen an der Alltagsroutine findet?

Welche Macht hat die *Klage*? Wie schafft sie es, uns die Lust am Leben zu rauben, unsere Tage eintönig zu machen, sie auf eine armselige Zweidimensionalität zu reduzieren, uns plötzlich in eine Schwarz-Weiss-Welt zu stürzen?

Anscheinend war es ein sehr sonniger Sommer, als ich vor dem Licht floh. Normalerweise liebe ich die Sonne und verrücke immer wieder meinen Gartenstuhl, um

dem sonnenbeschienenen Rechteck zu folgen, das der Lauf des Tags langsam verschiebt. Und dann dieser ganze Sommer, den ich mit geschlossenen Augen verbrachte. Ich öffnete sie höchstens ab und zu einen Spaltbreit, um die allernötigsten Informationen über meine Umwelt zu erhalten. Und schloss sie so schnell wie möglich wieder. Ein Sommer, in dem ich mich so oft wie möglich hinter geschlossene Fensterläden zurückzog. Allein schon den Arm nach dem Fensterladen auszustrecken, damit mich der gnädige Halbschatten wieder einhüllen konnte, tat weh. Jede Bewegung wie ein Dolchstoß.

Eines Morgens fand ich mich in der Waschküche wieder. Ein Berg schmutziger Wäsche versperrte den Eingang. Die *Klage* hatte mich aus der Zeit gerissen. Mich des Sinns für die einfachsten Abläufe beraubt.

Damals konnte ich die Tage nicht zählen. Aber wenn ich mich an die stattliche Höhe dieses Wäschebergs erinnere, denke ich, dass etwa zwei Wochen vergangen waren, ohne dass ich eine Waschmaschine in Gang gesetzt hätte. Die *Klage* hatte die Fäden durchgetrennt, die mich mit dem Alltag verbanden – einen nach dem anderen.

Ich hockte mich nieder. Um mir den Anschein einer sinnvollen Tätigkeit zu geben, bewegte ich die Wäschestücke hin und her und tat so, als ob ich eine Grobsortierung vornehmen wollte. Zum Beispiel die Baby-Bodys. Ich nahm einen in die Hand. Von aussen betrachtet, abgeschnitten von meiner eigenen Realität, schien dieses Bild Sicherheit zu vermitteln. Eine Mutter, die ganz normal dabei ist, eine Waschmaschine anzuschalten. Eine etwas überforderte Mutter, das war alles.

Aber meine Hand krallte sich an diesem seelenlosen Body fest, bald sass ich auf meinem dreckigen Wäschehaufen wie Hiob auf seinem Misthaufen. Und endlich kamen die Tränen.

Manchmal geht eine Nacht nur vorüber aufgrund des trägen Schubs, den eine Minute auf die nächste ausübt. Man kann eine ganze Nacht mit der Betrachtung der kleinen roten Ziffern auf dem Wecker verbringen, die autistisch eine auf die andere folgen. Wo ist man, wenn man die Augen wie in Hypnose auf die blinkenden Ziffern richtet, die in diesem Zustand vollkommen bedeutungslos sind? In welchem Niemandsland hält die *Klage* lebendige und freie Körper fest, Körper, die auf einer kargen, harten Pritsche liegen und dabei nicht merken, wie unbequem es ist. Körper, die nicht einschlafen können und verstört und abgesondert von ihrer Umgebung einzig und allein diese oberflächliche Mechanik der Zeit im Blick haben.

Am frühen Morgen legte mir mein Mann unseren Sohn in den Arm, damit ich ihn stillen konnte. Ich wusste, dass dies das letzte Mal war. Dass ich sofort danach gehen musste. Und dass ich wiederkommen würde. Aber vor der Rückkehr musste ich mich mit etwas befassen, von dem ich nicht wusste, was es war.

Ich erinnerte mich an Hiobs *Klage*. Ich erinnerte mich an diesen anderen Sommer, der für mich vor Verheissungen summte, während die alte Dame, die ich besuchte, die Vorhänge zuzog, um der Aufdringlichkeit der Sonne zu entgehen.

Ich verliess das Haus. Mit übermenschlicher Anstrengung begab ich mich schutzlos auf die Strassen der pulsierenden Stadt, um die Praxis eines Psychiaters aufzu-

suchen, den man mir empfohlen hatte. Das Gespräch wurde zur beruhigenden Sprechstunde. Es gab Symptome, eine Diagnose, eine Behandlung. Der Psychiater stellte mir Fragen, ich antwortete gewissenhaft und versuchte, etwas aus mir herauszugehen, um mich selbst mit einem professionellen Blick zu betrachten, der schon viel gesehen hatte. Die Fragen trafen gespenstisch genau ins Schwarze meiner Verirrungen.

«Schaffen Sie es, Ihren Alltag zu organisieren?»

«...»

«Kochen, Aufräumen, Wäsche waschen?»

«Nein.»

«Antriebslosigkeit?»

«Ja.»

Nach diesem Gespräch, zu dem er sich sorgfältig Notizen machte, nannte er noch zwei Wörter mit A und kam so ganz automatisch zur «3-A-Diagnose». Vor dem riesigen, dick lackierten Schreibtisch zählte ich meine Finger, um wieder in Kontakt mit meinem Körper zu kommen, und bewunderte die Fähigkeit dieses Manns zum vernünftigen Denken. Als ich ihm zuhörte, erinnerte ich mich daran, dass der Verstand kein zäher Nebel ist, den kein Wort durchdringen kann. Seine Worte schafften einen gangbaren, geräumten Weg, den schon andere genommen hatten: Wir waren in bewohnbarem menschlichem Land.

Drei A, Antriebslosigkeit und die zwei anderen, vom Nebel entführt. Drei A, ein Rezept zum Überleben, ein kräftiger Händedruck und eine Bemerkung, voll von gesundem Menschenverstand: «Nehmen Sie das. Sie werden davon nicht euphorisch und hüpfen auch nicht vor Freude den ganzen Tag herum. Es handelt sich um

ein bisschen Chemie, das gerade ausreicht, um Ihren Kopf über Wasser zu halten. Um den Rest müssen Sie sich selbst kümmern.»

Den Kopf über Wasser halten. Aber um bis ans Ufer des bewohnbaren Landes zu schwimmen, musste ich die *Klage* erkunden, ihre Angriffsflächen orten und ihre Schwachpunkte entlarven. Ich musste Hiob besuchen und ihm zuhören.

Im Lande Uz lebte ein Mann, der hiess Hiob. Und dieser Mann war schuldlos und aufrecht, er fürchtete Gott und mied das Böse. Und es wurden ihm sieben Söhne und drei Töchter geboren, und er besass siebentausend Schafe und dreitausend Kamele, fünfhundert Joch Rinder und fünfhundert Eselinnen und viel Gesinde. So war dieser Mann grösser als alle anderen, die im Osten wohnten.²

Ist es der Verlust, der eine Angriffsfläche für die *Klage* bietet?

Hiob hatte Besitz. Die erste Unglückssalve raffte seine Besitztümer hinweg. Über den Unterschied zwischen materiellem und emotionalem Besitz wird bei dieser Darstellung der Ereignisse grosszügig hinweggesehen. Nicht so wichtig. Anscheinend machte im Geist der Schreibenden von damals alles zusammen den «grossen Mann» aus.

Was bleibt von diesem grossen Mann nach dem Verlust seiner sieben Söhne und drei Töchter, von siebentausend Schafen, fünfhundert Joch Rindern, fünfhundert Eselinnen und viel Gesinde? Seine Grösse. Denn

² Hiob 1,1–3

trotz dieses gewaltigen Verlusts anerkennt und preist Hiob noch den Namen des Ewigen. Er fürchte Gott, hat uns der Prolog des Dramas mitgeteilt.

Es ist nicht der Verlust, der eine Angriffsfläche für die *Klage* bietet. Die zweite Salve trifft ein anderes Ziel: Sie schleust das Unglück in seinen Körper ein und nimmt ihm die Gesundheit.

Wer gesund ist, darf den eigenen Körper auch mal vergessen. Aber jetzt ist Hiob mit einem bösartigen Geschwür geschlagen, und jedes winzige Stück Haut macht sich unablässig bemerkbar. Sein Körper juckt und verfolgt ihn «von der Sohle bis zum Scheitel»³.

Ist es körperliches Leiden, das uns die *Klage* in den Mund legt?

Körperliches Leiden verbannt uns mit diabolischer Macht an einen unerreichbaren Ort. Diese Macht ist diabolisch, weil der *diabolos* derjenige ist, der trennt, und der Schmerz trennt uns von anderen und von uns selbst. Nichts, was uns menschlich macht, hat Bestand vor der Tyrannei des physischen Schmerzes. Wir zerfallen zu einem Haufen aus Organen, Haut, Schleim und Fasern. Unter den Lidern zucken die Nerven und bestimmen mit eisernem Griff unser gesamtes Wesen.

Aus dieser Entfremdung gehen wir nicht unbeschadet hervor. Wir werden wieder zum Tier. Zum Beispiel, wenn eine tüchtige Pflegefachfrau uns ein kleines Plastiklineal reicht, damit wir auf einer Skala von eins bis zehn unseren Schmerzpegel anzeigen können. Eigentlich wäre es zum Lachen – wenn wir die Kontrolle über unseren Gesichtsausdruck nicht schon verloren hätten.

3 Hiob 2,7

Ich kann Folterszenen in Kriegsfilmern nicht ertragen. Sie rauben mir nächtelang den Schlaf. Ich durchsuche dann mein Gedächtnis nach einer Erfahrung, die mir Mut gibt. Den Mut zu schweigen, wenn man mir die Fingernägel herausreissen oder mich bei lebendigem Leib verbrennen würde. Aber nirgends finde ich eine Anleitung zu solchem Mut.

Nach einem meiner Vorträge packte mich eine Frau am Handgelenk. Sie erzählte mir von einem Martyrium, dem ihrer Mutter. Pausenloser Schmerz. Schmerz, der nur Hohn lacht über die Zehn am oberen Ende der Skala.

«Wie rechtfertigen Sie so etwas?»

Sie forderte eine Antwort, und ich fühlte am Druck der Finger, die sich fest um mein Handgelenk krallten, dass es dringend war. Sie würde mich nicht einfach so gehen lassen. Sie fand, dass ich «gut geredet» hatte. Sie hoffte, dass ich noch mehr Gutes reden würde. Aber man redet nur gut, wenn man auch weiss, wann man schweigen muss. Und nach einem Moment des Unbehagens gestand ich, dass der körperliche Schmerz für mich ein unüberwindbares Hindernis sei. Ein Ort des grossen Schweigens, der sich jedem Wort hermetisch verschliesst, ein Ort, den kein Geistesblitz und keine theologische Erleuchtung erreicht.

Meines Wissens gab es nichts, um das zu rechtfertigen. Nichts, was ich bei der Hand gehabt hätte. Mir blieb nur, dieser Frau die nötige Kraft für den Tauchgang in die Ohnmacht zu wünschen. An der Seite einer Mutter, die sicher einst, wie alle Mütter, jene allmächtige Zauberin gewesen war, jene einzigartige Frau, die über unserer Kindheit die Sonne aufgehen liess und unsere

Tränen trocknete. Die Mutter, die wir in Kindheitsanwandlungen noch anrufen, wie eine Beschwörung vor der drohenden Katastrophe.

Rief Hiob seine Mutter an, als er allein, in Schutt und Asche, sein Martyrium als Aussätziger durchlitt, den Reinheitsregeln unterworfen? War es die Krankheit, die der *Klage* Macht über ihn gab? Auch das nicht.

Weder Verlust noch Krankheit an sich führen zur *Klage*. Hiob nimmt seine Trauer auf sich, er folgt den rituellen Handlungen, unerschütterlich, begleitet von drei Freunden, die von weit her gekommen sind, «um mit ihm zu klagen und ihn zu trösten»⁴. Aber sie finden keine Worte, die gross genug wären für das Ausmass des Unglücks. In dieser Hinsicht sind sie echte Freunde: Lieber nichts sagen, als ein Wort, das nicht passt. «Keiner sagte ein Wort zu ihm, denn sie sahen, dass der Schmerz sehr gross war.»⁵

Die sieben Tage der Trauer gehen vorbei. Betroffenheit, Tränen, rituell zerrissene Kleider und, nicht minder rituell, auf das Haupt gestreute Asche. Alles ist in diesen vorgeschriebenen Gesten enthalten. Und im Schweigen. Keine *Klage*.

Mit Hiob suche ich nach dem Ursprung seiner *Klage*. Ich will dieses Ungeheuer, das einen in den Abgrund zieht, besser begreifen. Und wenn ich von den Momenten des Schweigens in seiner Geschichte lese, verstehe ich, dass Fakten nie Ursache für die *Klage* sind. Fakten sind Ursache für Klagen. Für unermesslichen, zuweilen sogar untröstlichen Kummer. Aber man kann einen

4 Hiob 2,11

5 Hiob 2,13

untröstlichen Kummer mit sich herumtragen und trotzdem jeden Morgen energisch die Fensterläden öffnen. Man kann auch nach einem unwiederbringlichen Verlust gierig an der Quelle des Tags trinken, auf andere Menschen zugehen, seinen Platz im Kreis der Lebenden behalten.

Ich hatte nichts verloren und war nicht krank, als die *Klage* mich in den Abgrund zog und mich aus dem Kreis der Lebenden verstieß. Die grösste *Bedrohung* meines Lebens war Vergangenheit: Der Sommer, als mir das Licht unerträglich wurde, hätte zu einem einzigen Fest werden sollen. Der erste Sommer meines Sohns, an dessen Atemzügen wir den ganzen Winter gehangen hatten. Lange Monate unter künstlicher Beatmung, Lebensgefahr, Ungewissheit, Ratlosigkeit der Ärzte, Operationen, Morphium, Vorhölle, Abstumpfung. Das alles galt es auszuhalten, und ich habe es ausgehalten. Ich habe Nächte auf der Notfallstation ausgestanden, mit dunklen Ringen um die Augen, die Haut fahl und die Wangen bleich, das Blut zurückgewichen wie das Meer bei Ebbe. Ich war da, als die Apparate aufheulten und zwei panische Assistenzärzte die Stäbe des Gitterbettchens packten, um meinen Sohn in die Reanimation zu bringen. Ich verstand klar und deutlich die Erklärungen des Chefarztes, mit denen er den unsicheren Plan darlegte, von dem das Leben meines Sohns abhing. Ich schief zusammengerollt in einem Sessel im Wartezimmer, ein paar Minuten traumloser Schlaf. Der Albtraum kam mit dem Erwachen. Wenn ich wach war, raffte ich mich dazu auf, die Wange meines Sohns zu streicheln, wenn ihm eine Spritze verabreicht wurde. Ich stellte den Anästhesisten am Abend vor einem Eingriff relevante Fragen.

Ich war fähig, meinen älteren Sohn zur Tagesmutter zu bringen, bevor ich wieder in den Notfall fuhr, weil mein drei Monate altes Baby unter Morphinenzug litt. Ich nahm das Telefon ab, hielt Familie und Freunde auf dem Laufenden und konnte über eine Mail mit dem Titel «Der jüngste Junkie der Welt!» sogar lächeln.

Ich bewahrte den Sinn für Humor. Ich hielt überhaupt am Sinn fest.

Ich bewahrte den Sinn für den Kampf, den Sinn für die Verantwortung, den Sinn für einen ausgeprägten Widerstand gegen die Panikmache von Ernährungsberatern, die von Wachstumskurven besessen waren: «Wenn er diesen Rückstand nicht aufholt, wird er sein ganzes Leben lang kleinwüchsig bleiben!» – «Das schliesst ja nicht aus, dass er mal Staatspräsident wird und ein Topmodell heiratet.» Ich bewahrte den Sinn für schlagfertige Antworten, allerdings nicht unbedingt den Sinn für Verhältnismässigkeit.

Und im Sommer der Auferstehung meines Sohns verlor ich alles, und die *Klage* sprang mir an die Gurgel.

Es zeigt sich: Der *Klage* sind Fakten ziemlich egal. Ihre Macht hängt nicht von der Zukunft eines Kinds ab, nicht mehr als vom Verlust von sieben Söhnen, drei Töchtern, siebentausend Schafen, dreitausend Kamele, fünfhundert Joch Rindern, fünfhundert Eselinnen und viel Gesinde. Sie hat auch nichts mit der Gesundheit zu tun. Nie im Verlauf seiner *Klage* erwähnt Hiob ausdrücklich den Gegenstand eines seiner Verluste. Nie habe ich mich über diese ganzen Wochen im Schwebestand beklagt.

In Wahrheit ist die *Klage* autonom – sie verwischt die Spuren, die zum Nest ihres Ursprungs führen könnten.

Aber die Geschichte von Hiob will uns etwas anderes sagen. Sie will Antwort auf die Frage geben, warum ich, anstatt in diesem Sommer die Auferstehung der Welt und meines Sohns zu feiern, im Halbschatten liegen blieb, unfähig, den Tag beim Schopf zu packen und eine Waschmaschine zu bedienen. Warum Hiob allen Schicksalsschlägen standhielt, bis sich dann die *Klage* ohne Vorwarnung und ohne den Vorwand einer neuen Katastrophe plötzlich seines Innersten bemächtigte.